

bleiben oder nicht – vielleicht auch weiter werden? – oder: Das Ruhrgebiet in 50 Jahren?

bleiben oder auch nicht

Wer schreibt der bleibt
sagten die Kartenspieler
verteilten sie neu
ihre Spielkarten
lenkten sich ab
fröhlich lachend
vom großen Spiel
dessen Regeln
sie folgten
voller Unvernunft

Auch wer schreibt
der bleibt nicht
hält in Worten nicht
fest woran alle
die Anderen
sich halten sollen
in dem großen Spiel
wie Schlafwandler
verlassen wir bald
die verwüstete Bühne

„**Ach komm Adrian, Prognosen sind schwierig, besonders wenn sie die Zukunft betreffen**, und die Sozialwissenschaften sind darin immer besonders schlecht gewesen. Das wissen wir doch beide.“ So hat er das Gespräch vorhin begonnen, und Adrian hat dagegen eingewandt, dass er diese, sicher witzige Bemerkung Karl Valentins nicht als Argument gegen die Futurologie als Wissenschaft gelten lasse. „Ja, dem wird das Zitat zugeschrieben“, hat er daraufhin erwidert. „Aber wahrscheinlich stammt dieser schöne Satz nicht von Karl Valentin, sondern von dem Quantenphysiker Nils Bohr. Und das gibt ihm in meinen Augen einiges Gewicht. Aber sicher, wenn ich bei der Zukunftsfrage von uns, von unseren je persönlichen Wünschen, Träumen und Zielen ausgehe, dann fällt mir das Valentin-Zitat ein, das du selbst mal gebraucht hast. In einer Diskussion über den sehr eingegrenzten Ausschnitt der Zukunft gewerkschaftlicher Bildungsarbeit hast du den mit dem Satz zitiert: *Die Zukunft ist auch nicht mehr das, was sie mal war*. Das war damals geschickt von Dir. Es ging da ja nicht um Dein Thema. Du hast die anderen mit einer witzigen Bemerkung zum Nachdenken angeregt, und Du hast das Zitat damals sicher ein wenig ironisch gemeint. Aber es stimmt ja. Wir beide sind als Wissenschaftler mit großen Zielen aufgebrochen. Einige kleinere, die wir uns persönlich gesetzt haben, beruflich und vor allem privat, mögen wir halbwegs erreicht haben“ – oder auch nicht, denkt er dann sofort bei sich - „alles in allem aber sind wir zumeist bestenfalls erfolgreich gescheitert. Und in der mittlerweile nur noch recht begrenzten Zeit, die noch vor uns liegt, wird sich das kaum mehr ändern. Die ganz großen Ambitionen liegen doch längst hinter uns.“

Adrian hat daraufhin eine kurze Weile geschwiegen, dann aber erwidert: „Okay mit meinem Valentin-Zitat hast du wohl Recht; und zu futurologischen Konstruktionen haben wir möglicherweise ja unterschiedliche Einschätzungen. Aber ich denke entsprechende Szenarien sind sehr wohl möglich, mehr oder weniger gut begründet. Mir geht es eben darum, aus unserer sozialwissenschaftlichen Sicht angesichts der großen Herausforderungen der Zeit nicht nur Orientierungen anzubieten, sondern auch ein wenig Zuversicht zu verbreiten. Und ich denke schon, dass man das begründet tun kann. Selbstverständlich ist die gesellschaftliche Entwicklung so komplex, dass das immer nur mehr oder minder gute Szenarien sein können. Aber an denen haben wir doch früher schon immer gearbeitet, z.B. als wir uns mit Projekten zur Technikfolgenabschätzung beschäftigt oder über eine neue Politik der Arbeit diskutiert haben. Und dazu haben wir dann ja auch Vorschläge gemacht. Vor ungefähr zwanzig Jahren hast du selbst doch auf einer politischen Veranstaltung einen Vortrag über Arbeit und Leben gehalten, im Blick auf unsere Gegenwart heute, hier im Revier. Also ich denke, das könnten wir noch einmal so ähnlich angehen, ausgehend von den heute aktuellen Analysen. Sicher, die führen zu recht unterschiedlichen Einschätzungen. Aber ich denke, die sind dann alle ernst zu nehmen. Man muss versuchen, die zusammen zu denken. Und Vorarbeiten dafür haben wir beide doch zur Hand.“

So ähnlich hatte ihr Gespräch begonnen, vorhin bei Adrian im Büro. Bastian ist überrascht gewesen, dass sein früherer Kollege ihn überhaupt auf die Möglichkeit von so etwas wie einem Neuanlauf zu engerer Kooperation angesprochen hat. Sie sind zwar mittlerweile beide auf die eine oder andere Weise damit beschäftigt, so etwas wie eine persönliche Bilanz ihrer langjährigen Wissenschaftlichen Arbeit zu ziehen – und das selbstredend zugleich im Blick nach vorn. Aber im letzten Jahrzehnt hat es doch mancherlei Reibungen zwischen ihnen gegeben. Sie unterscheiden sich, in seiner Sicht beim Blick zurück, hinsichtlich ihrer jeweiligen Zweifel und Selbstkritik. Vor allem aber fallen ihre Urteile recht unterschiedlich aus, wenn es darum geht, wie denn die absehbaren gesellschaftlichen Krisenentwicklungen als die großen Herausforderungen der Zeit zu bewerten und wie Antworten darauf zu finden seien. Adrian sah dort, wo es darum ging, *die Zukunft des Menschen zum Gegenstand einer wissenschaftlichen und philosophischen Behandlung zu machen*, nach seinem Eindruck vor allem eine wissenschaftliche Herausforderung. Ähnlich wie einer seiner Lehrer fühlte er sich der *Herausbildung einer multikulturellen Weltföderation* als einer denkbaren Variante zukünftiger Entwicklung verpflichtet. Das mochte sie beide in ihrer wissenschaftlichen Arbeit ja auch verbinden, ähnlich wie der Praxisbezug ihrer Arbeit, der ihnen immer wichtig gewesen ist. Auch gab es wissenschaftlich anerkannte Weltsystemanalytiker, die zu solchen Fragen arbeiteten. An einer Art Zusammenschau von deren und einigen weiteren Gegenwartsanalysen hat Adrian zuletzt gearbeitet. Er wollte dabei auch liberale Konzepte, die weiterhin auf die innovative Kraft des Marktes setzten, nicht einfach verwerfen, Er, Bastian, hatte dagegen einige Vorbehalte, schon allein deshalb, weil fast hinter jeder dieser Analysen und Szenarien unterschiedliche philosophische Vorannahmen standen. Zudem suchte er seine Antworten zunehmend im Wege einer komplementär vertieften Hinwendung zu philosophischen und literarischen Themen. Und er hielt die Antworten, zu denen man so vielleicht gelangen konnte, für ausgesprochen begrenzt. Wenn Zukunftsforschung sich, wie einer ihrer Begründer gemeint hat, *nicht auf reine Wissenschaft im klassischen Sinne beschränken* lasse, sondern *durch ihren Praxisbezug in die Nähe einer Kunde oder gar Kunst* rücke, dann ergaben sich für ihn viele kritische Fragen an den herrschenden Wissenschaftsbetrieb. Darum ist dann ihre weitere Diskussion in Ansätzen gekreist.

Szenarien seien ja sinnvoll, hat Bastian gemeint. Doch wenn man die vor dem Hintergrund vorliegender Gegenwartsanalysen zu entwerfen versuche, ergäben sich zunächst einmal einigermaßen finstere Bilder. Und zu seinem eigenen Vortrag vor zwanzig Jahren würde er heute sagen; der zeige vor allem, dass diese zwanzig Jahre geradezu eine verlorene Zeit geworden seien - angesichts des fast in schlafwandlerischer Weise vollzogenen Selbstlaufs der darin angelegten Entwicklungslogiken. Also gehe es ihm heute eher darum, nunmehr zunächst einmal die bedrohlich weiter anwachsenden Risiken dieser ungebrochenen Entwicklung im Zeichen einer entfesselten Marktökonomie aufzuzeigen. Die Institution des Marktes stelle er aber durchaus nicht grundsätzlich in Frage. Es gehe jedoch um dessen

politische Einhegung. Seine Hoffnung auf die sozusagen fast aus sich heraus wirksamen ‚Gegengifte‘ sei jedenfalls gering. Aber um Hoffnungen gehe es ihm als Wissenschaftler ohnehin nicht. Und eine Art angeblich wissenschaftlich begründeter Kunde von dem, was gegen absehbare Krisenentwicklungen wünschenswert und vielleicht möglich sein könnte, rücke für ihn allzu schnell in die Nähe von schon immer gefährlichen Prophetien. Adrian hingegen hat daran festgehalten, dass diese ‚Gegengifte‘ sehr wohl innerhalb des Prozesses gesellschaftlicher Entwicklung wirksam seien. Deshalb gelte es, von ihnen her eine Perspektive aufzuzeigen, eine zwischen dem gescheiterten Sozialismus und dem wieder krisenhafteren Kapitalismus, aber eine, die die innovativen Kräfte der freien Märkte weiterhin nutzen müsse. Er sei da ungebrochen optimistisch. In diesem Sinne wolle er an einer futurologischen Konstruktion arbeiten – und ihn zur Mitarbeit einladen.

Sie haben so eine ganze Weile diskutiert, bemüht darum, ihre Meinungsunterschiede, die einigermaßen deutlich geworden sind, nicht in einen heftigen Streit münden zu lassen. Aber ihnen beiden ist ziemlich rasch klar geworden, dass sie sich nicht auf hinreichend viele Gemeinsamkeiten würden verständigen können, um am Ende einen Anfang zu finden - für ein neues gemeinsames Projekt. Adrian hat beredt für seine Sicht der Dinge geworben: Sicherlich, sie hätten beide angesichts gemeinsamer Erfahrungen reichlich Gründe für einen skeptischen Blick auf den Wissenschaftsbetrieb. Aber der bleibe trotz mancher negativer Folgen des Wettlaufs um Reputation im Zeichen seiner fortschreitenden Ökonomisierung immer noch ein Prozess von Wahrheitssuche. Also gelte es, sich in ihm von Irrtum zu Irrtum empor zuarbeiten. Auch möge unsere parlamentarische Demokratie ja begrenzt und beschädigt sein. Sie bleibe aber dennoch ein Prozess, in dem es bei der Suche nach neuen Lösungen um den Ausgleich von Interessen und die Herstellung von Konsens gehe. Es komme vor allem darauf an, die Demokratie auch auf die Sphäre der Arbeit auszuweiten, die Menschen als arbeitende Subjekte in ihr Recht zu setzen, ihr Wissen zur Geltung zu bringen.

Bastian ist demgegenüber skeptisch geblieben, aber auch ein wenig defensiv. Er kennt schließlich die Empfindlichkeiten seines Gegenübers. Er hat also nicht Stanislaw Lem mit dem Satz zitiert, dass er *von der Futurologie eine sehr schlechte Meinung habe, denn er habe zuviel von dieser Literatur gekauft und gelesen, um noch irgendwelche Illusionen zu hegen*. Die Futurologen a 'la Hermann Kahn hätten Prognosen geschrieben, *die sich am besten verkauften und von den Politikern am meisten geschätzt wurden*. Doch eine Futurologie *als Wissenschaft gebe es nicht*. Das sei ein *Schwindel*. Das Wort von der Kaffesatzleserei hätte er schon gar nicht in den Mund genommen. Adrian wäre nur empört gewesen. Vielleicht hätte er auch Ossip K. Flechtheim gegen die eher *technokratische Think-Tank-Prognostik* eines Kahn abgesetzt. Also hat sich ihr Gespräch zuletzt ganz einfach erschöpft. Sie haben sich wechselseitig zugesagt, noch einmal über die jeweiligen Argumente des anderen nachzudenken. Aber ihnen ist im Grunde klar gewesen, dass sie ein gemeinsames Projekt gerade beerdigt hatten.

Nun sitzt Bastian in der Stadtbahn. Er ist auf dem Weg nach Hause. Als die Strecke auf dem Weg in die City für ein kurzes Stück zur U-Bahn wird, die unter der Oberfläche von deren geschäftigem Leben verschwindet - hier geprägt von ‚Konsumerlebnissen‘, an deren Rand allenfalls die einen oder anderen Bettler etwas stören -, kommt ihm unvermittelt eine Erzählung Friedrich Dürrenmatts in den Sinn. Der beschreibt darin die Fahrt einiger Menschen in einem Zug, der in einem Tunnel verschwindet. Vermutlich hatte der eine Schweizer Alpenlandschaft vor Augen. Der Tunnel zieht sich immer länger und tiefer dahin. Der Zug wird nie mehr aus diesem Tunnel auftauchen. Es ist sehr lange her, dass er dieses Stück Kurzprosa gelesen hat. Ist es dessen Autor um eine Metapher für die Dunkelheit gegangen, in die wir uns stetig hinein bewegen?

Na, wie ist es gewesen? Carola begrüßt ihn mit dieser Frage, als er das Haus betritt. Sie kennt die Spannungen zwischen Adrian und ihm. Sie ist von vorneherein äußerst skeptisch gegenüber einem Neuanlauf zu einer Kooperation der beiden gewesen. Vielleicht auch deshalb, weil sie von den Sozialwissenschaften längst nicht mehr viel hält. Sie hat Enzensbergers *Seitenblicke in Poesie und Prosa* auf die *Elixiere der Wissenschaft* nicht gelesen; aber sie würde dessen Satz, dass *in den Gesellschaftswissenschaften der Groschen besonders spät fällt*, sofort unterschreiben. Inhaltlich ist sie gar nicht übermäßig an den Argumenten interessiert, die die beiden Männer ausgetauscht haben. Sie will vor allem wissen, ob sie mit ihrer Prognose richtig gelegen hat. Als Bastian ihr das bestätigt, ist sie zufrieden. Er aber schimpft nun doch ein wenig. Die Soziologie habe mit ihren Prognosen eigentlich immer falsch gelegen. Die Studentenbewegung 1968 wäre im Licht ihrer damaligen Gegenwartsanalysen genauso undenkbar gewesen wie ein Jahr später die Septemberstreiks. Einige Jahre darauf habe die Industriesoziologie dann von der Rückkehr der Klassenkämpfe in Westeuropa gesprochen – exakt in dem Moment, in dem die großen Streikbewegungen zu Ende gegangen seien. Und von den Fehleinschätzungen der Osteuropaforschung gegen Ende der 1980er Jahre wolle er erst gar nicht sprechen.

Dann packt es ihn: „Und dann will der ein Szenario dazu, wie es hier im Ruhrgebiet in weiteren zwanzig Jahren aussieht. Warum nicht gleich in fünfzig Jahren?! In meinem Vortrag vor zwanzig Jahren habe ich die Zukunft viel zu hoffnungsfroh gezeichnet - vor allem weil ich darin die in wichtigen Teilen eben blinde Macht weiter entfesselter Märkte außer Acht gelassen habe. Und zehn Jahre später? Klar: Internationale Bauausstellung Emscherpark., Industriekultur, renaturierte Emscher. *Einstmals der dreckigste und heute der teuerste Fluss der Welt* stand neulich in einer Zeitung. In altindustriellen Regionen in Frankreich, England oder den USA sieht es sicherlich finsterner aus. Aber die Zechen hier sind weg. Von der Stahlproduktion ist wenig übrig und auch die Automobilindustrie verschwindet. Spitze sind vor zehn Jahren Dauerarbeitslosigkeit und die Kinderarmut gewesen, oder die Sozialausgaben und die Verschuldung vieler Städte. Da gab es damals so einen bissigen Zeitungsartikel dazu. *Wo die Sonne im Staub versinkt*, so, war der, glaube

ich, betitelt. War also reißerisch und falsch. Den „blauen Himmel über der Ruhr“, den haben wir ja. Aber in der Sache stimmte da viel.“

Er hat sich in Rage geredet, holt erst einmal tief Luft, während Carola lächelt – über ihn, über seine Wissenschaft? Dann setzt er neu an: „Und vor fünfzig Jahren, wie zuversichtlich sind wir damals gewesen, diese Welt zum besseren zu verändern. Und wie wenig hätten wir uns vorstellen können, wie bedrohlich sie heute aussieht. Gut wir sind jung gewesen. Und wir haben ganz am Anfang unserer wissenschaftlichen Arbeit gestanden, philosophisch zudem ziemlich unbedarft. Da sind die Aktivisten von ‚Fridays for Future‘ heute zum Glück nüchterner und fundierter. Denen sollte unsereins heute immerhin noch ein wenig zuarbeiten mit brauchbaren Analysen und intellektuellem Engagement, wo es uns möglich ist, aber nicht mit fragwürdigen futurologischen Konstruktionen. Und mit denen kommt man im Übrigen gegen die Zukunftsvisionen ohnehin nicht an, die heute so kursieren. Die werden doch allseits forciert, inzwischen auch von diesen Multimilliardären, die aus kleinen Stippvisiten in die Stratosphäre unseres Planeten ein Geschäftsmodell machen wollen. Da sollen dann andere Superreiche einen Blick auf unseren wunderbaren blauen Planeten werfen können. Verkauft wird das als weiterer Schritt in den Weltraum. Tatsächlich ist es eher die letzte Chance auf einen Blick auf das, was wir als Gattung gerade fortgesetzt zerstören – auf ausufernden, aber innovativen Märkten! Und dieser Blick ist dann den ganz wenigen Superreichen vorbehalten, die von den entfesselten, ach so innovativen Märkten profitiert haben – bis zuletzt.“

Sie fixiert ihn lange. Wenn er so zu geradezu längeren Vorlesungen ansetzt, kann er ihr ein wenig auf die Nerven gehen. „Ach komm“, fährt es dann aus ihr heraus. „Du schimpfst ja zu Recht. Und mit den Träumen von der Eroberung des Weltraums kann ich sowieso nichts anfangen. Das weißt Du ja. Aber egal was Du sagst, oder als einzelner noch schreibst. Du änderst doch nichts. Du hast deine aktive Zeit doch hinter Dir! Gut, schreib noch ein bisschen, wenn es dir Spaß macht: Aber denk doch nicht immer fort, dass du damit irgendetwas bewirkst. Als wir jung gewesen sind, wollten wir einfach auch mal ‚auf den Putz hauen‘. Früher oder später haben wir dann bemerkt, dass es ziemlich aussichtslos ist, sich gegen übergreifende soziale Prozesse und deren innere Logiken mit dem Anspruch zu stellen, die grundlegend zu verändern. Also kann man meinetwegen, auch so wie der Adrian, auf Chancen setzen, von denen man meint, sie in ihnen immer noch zu erkennen. Oder aber man sieht die laufende Entwicklung so skeptisch wie wir beide. Und dann bleibt nichts anderes, als auszusprechen was ist, sofern man weiter wissenschaftlich arbeitet, und im Übrigen als Bürger wenigstens kleinere Übel zu wählen – und sich irgendwie einzurichten, ohne dort mitzumachen, wo es moralisch anrühlich wird.“

Immerhin hinsichtlich ihrer Skepsis in Bezug auf ‚den Lauf der Dinge‘, mit der sie sich beide von Adrian absetzen, sind sie sich einigermaßen einig, denkt er. Aber Carola stichelt noch ein wenig weiter. „Wenn du das, wenigsten so ungefähr, so siehst, und wenn du doch weißt, wie Adrian tickt, weshalb hast Du dann deine Zeit verschwendet? Der sieht immer wieder Zukunftschancen und will die Möglichkeiten

ihrer Gestaltung klären. Du siehst eher die Risiken und möchtest erst einmal darüber aufklären. Aber beide überschätzt ihr die Möglichkeiten, die ihr als wissenschaftliche Beobachter habt. Mal ganz abgesehen von dem Elend des Wissenschaftsbetriebs. Den hab ich selbst ja von innen her zur Genüge kennengelernt. Ich finde Du solltest nicht mehr so verbissen an deinen alten Themen kleben. Lass uns lieber die Zeit nutzen, die uns noch bleibt.“

„Ach komm, das haben wir doch oft genug diskutiert“, erwidert er. Er will an diesem Tag nicht noch eine zweite Diskussion über Meinungsunterschiede führen – nun über solche, die sie beide schon seit langem beschäftigen. „Jeder von uns zieht da seine eigenen Schlüsse. Und Unruhestand hin oder her, wir haben schon genug Zeit für uns.“ Das Thema ist damit abgehakt. Bei einem kleinen Mittagessen besprechen sie noch ein paar Fragen der Organisation ihres Alltags, heute und für den nächsten Tag. Anschließend trinken sie noch gemeinsam einen Kaffee. Bald darauf wenden sie sich den unterschiedlichen Gegenständen ihres Interesses zu.

Wie also ist es gewesen? Und was folgt für ihn aus dem Gespräch heute Morgen? Bastian sitzt an seinem PC. In gewohnter Weise hält er ein Paar Stichpunkte in seinem Tagebuch fest. Dann blättert er nach: bei Stanislaw Lem - und in einem älteren Buch seines Kollegen, in dem der sich über Futurologie geäußert hat. In seinen Worten, oder denen eines seiner früheren Lehrer, geht es darin um den futurologischen *Griff nach der Zukunft*. Adrian spricht gar von einer denkbaren *Institutionalisierung einer solchen Wissenschaft*, die zugleich *durch ihren Praxisbezug in die Nähe einer Kunde oder gar einer Kunst* rücke. Ja Kunst, das wäre etwas ganz anderes, denkt er. Da ginge es nicht darum, etwas wie eine Kunde von etwas zukünftig Möglichen zu formulieren, etwas was auch nur ansatzweise einer Vision nahekäme - und das dann mit dem Anspruch von Wissenschaftlichkeit zu verknüpfen. Da ginge es vielmehr darum, die fast schon absehbaren verheerenden Folgen eines universalwissenschaftlich gewordenen Wissensfortschritts plastisch vor Augen zu führen. Es ginge um die Folgen einer Wissenschaft, die wir nach herrschaftlich geprägten Nützlichkeits- und Effizienzkriterien immer weiter vorantreiben. Es ginge um die Folgen jenes *losgelassenen Verzehrungsprozesses*, von dem eine große Denkerin einmal gesprochen hat. Darüber müsste man aufklären, denkt er. So wären Grundlagen für ein politisches Zusammenhandeln zu legen. Daran wäre mitzuarbeiten. Es käme auf die Klärung von Bedingungen der Möglichkeit an, das *Wunder der Politik* ins Werk setzen, von dem sie, Hannah Arendt gleichfalls gesprochen hat. So wie sich die Lage heute darstellt, und wie sie die schon zu ihrer Zeit gesehen hat, geht es inzwischen doch wirklich um die Rettung der Welt, um die Fortsetzung der menschlichen Zivilisation. Die hat sie einmal als *das menschliche Kunstwerk* bezeichnet. Das wäre also weiter auszugestalten. Nur wie das aussehen könnte, davon lässt sich wissenschaftlich fundiert schwerlich künden. Das könnte man nur in kleineren tentativen Schritten erproben, versuchsweise und rückholbar – also auch gegen die atemlose Wucht immer weiter entfesselter Märkte. Aus solchen Schritten heraus, für die die Politik den Raum öffnen müsste, könnte dann vielleicht eine wirklich tiefgreifende Veränderung der Herrschafts- und

Lebensweisen erwachsen, die bisher unsere menschlichen Gesellschaften, oder Kunstwerke, auf die eine oder andere Weise zutiefst prägen – eine große Transformation. Aber damit kommt der dem *Nadelöhr* sofort sehr nahe, dass sich die Menschheit geschaffen hat. Stanislaw Lem hat das so formuliert und dann gemeint, dass *die Möglichkeit, dass sie hindurchgeht, sehr gering ist.*

Er kommt ins grübeln. Er schlägt die Stelle, die ihm da gerade in den Sinn gekommen ist, bei Lem noch einmal nach, legt dann aber die beiden Bücher bei Seite. Er sucht und findet in seinem Rechner den Vortrag, den er vor zwanzig Jahren einmal gehalten hat. Sein Privatarchiv ist gut geordnet. Er hatte den Vortrag, den Adrian heute Morgen erwähnt hat, fast vergessen. Er liest. Der Text ist immerhin besser als er vorhin gemeint und eben noch befürchtet hat. Ja sie sind damals durchaus auf der Höhe der gesellschaftlichen Zukunftsdebatten gewesen. Die Zukunft der Arbeit und die Arbeit der Zukunft – im Zeichen ihrer fortschreitenden Digitalisierung, teilweisen Entgrenzung und Flexibilisierung, das ist damals ihr Thema gewesen. Sie haben über Anwendungsmöglichkeiten neuer Technologien gearbeitet. Der Umbruch der alten Industrieregion des Ruhrgebiets war damals längst in vollem Gange. Stahl und Bergbau verloren rapide an Bedeutung. Und der Maschinenbau hier war, anders als im Süden, eng mit diesen Branchen verknüpft und weniger mit der Automobilindustrie. Zum Beispiel wurden hier die Maschinen für den Bergbau produziert. Der Maschinenbau hatte hier also auch nicht besonders gute Chancen.

Andere Entwicklungen, etwa sie hin zu einer *Gesundheitswirtschaft*, also auf problematische fortschreitende Prozesse von Ökonomisierung, hier wie auch im Bildungswesen, haben in seinem Vortrag hingegen noch keine Rolle gespielt. Er selbst hat diese Entwicklungen erst einige Jahre später klar im Blick gehabt. Nicht zuletzt die IuK-Technologien haben die technologische Grundlage für solche Prozesse einer fortschreitenden Anpassung an und Unterwerfung unter ökonomische Effizienzkriterien gelegt. Sie und die Bio- und Gentechnologien galten allgemein als neue Leittechnologien. Auch von der Nanotechnologie ist damals schon die Rede. Neue Technologiezentren sind entstanden – durchaus mit Erfolgen. Daran hat er in seinem Text zum Teil angeknüpft. Aber sein damaliger Vortrag ist weit von der Kunst entfernt, ein halbwegs umfassendes Zukunftsszenario möglichst konkret zu entwerfen – glücklicher Weise, denkt er bei sich.

Anders als im Titel seines Vortrags angekündigt hat er kaum einmal konkret von Arbeit und Leben im Jahr 2020 gesprochen. Vorherrschend ist ein hoffnungsfroher Blick auf dynamische Modernisierungsprozesse im Bereich der Zukunftstechnologien. Es geht darin weniger um ökologische Herausforderungen, als vielmehr um die Metamorphosen der Arbeit. Als Arbeitsforscher hat er sich eben auf Arbeit und Leben konzentriert. Die Veränderungen von Arbeit haben seinerzeit das Leitbild des ‚Arbeitskraftunternehmers‘ schon klar hervortreten lassen. Es sollte damals zum Selbstbild von abhängig Beschäftigten gemacht werden. Die sollten sich als Unternehmer ihrer eigenen Arbeitskraft verstehen und diese deshalb eigenverantwortlich marktgängig halten. Das alles ist damals öffentlich im Blick auf

eine Arbeitswelt diskutiert worden, die als herausfordernd und für jeden Einzelnen geradezu als ein grundlegend veränderter Raum beschrieben worden ist. Der würde nun endlich die Chance zum ‚aufrechten Gang‘ bieten, so hieß es damals sogar. Erwartet worden ist jedenfalls von vielen wissenschaftlichen Beobachtern, dass die alten Formen der Regulierung von Arbeit vielfach kaum mehr greifen würden. Sie würden den Arbeitenden selbst oft nicht länger als angemessen erscheinen, wurde vermutet. Von einer „Mitbestimmung in der ersten Person“ haben einige damals sogar gesprochen.

Folgerichtig hat er selbst dann in seinem Vortrag den Blick kritisch auf die überkommenen Institutionen der Arbeit geworfen, auf die aus dieser Perspektive heraus überlebten Modelle der Regulation von Arbeit, die sie anbieten. Aber gegen den Mainstream der Debatten hat er in seinem damaligen Szenario ein Bild von Gewerkschaften nach ihrer institutionellen Reform umrissen. Und das hat er eher optimistisch gezeichnet. Gewiss, es hat schon damals nicht auf einem sicheren Fundament gestanden. Das ist ihm klar gewesen. Aber riskant sei die Zukunft der Risikogesellschaft ohnehin, so hat er argumentiert – nicht nur bei den großtechnologischen Projekten sondern zunehmend auch in unserer Arbeitswelt, und zwar bis in deren scheinbar noch sichere gesellschaftliche Mitte hinein. Schon damals, und heute erst recht, erscheinen neu erstarkende Gewerkschaften, gar so etwas wie neue arbeitspolitische Bewegung in unserer Gesellschaft, vielen Beobachtern als illusionär. Sie haben die Gewerkschaften im Grunde schon damals abgeschrieben. Bastians Einwand lautete seinerzeit: ‚machen sie sich einmal die Mühe, ein optimistisches Szenario ohne Gewerkschaften, Mitbestimmung, gesicherte Teilhabe aller am Wirtschaftsgeschehen zu zeichnen. Es dürfte Ihnen schwer fallen.‘ Dieser Einwand gilt für ihn noch immer.

Zeitlich und Räumlich ist sein damaliger Blick auf die Zukunft der Arbeit gerichtet gewesen, also auf das dynamische Zentrum des Systems der Erwerbsarbeit. Und er hat eingeräumt, dass ein solcher Blick - angesichts von deren Entgrenzung im Prozess einer Globalisierung nach neoliberalen Muster je nach Standpunkt skeptisch oder hoffnungsfroh ausfallen mochte. Die Perspektive sei bei diesem Blick durch unser altes Verständnis von Erwerbsarbeit geprägt, so wie es sich am Ende des 19. Jahrhunderts im Zuge der zweiten industriellen Revolution herausgebildet und gesellschaftlich durchgesetzt habe. Über das Fortkommen in der damals so genannten New Economy könnten wir aus dieser Perspektive heraus vielleicht noch kommunizieren. In der Wirklichkeit ihrer Arbeitswelt mache sich jedoch bereits ein ganz anderer Arbeitsbegriff geltend. Auch über einen gesellschaftlichen Fortschritt, der diesen Namen verdiene, lasse sich mit dem alten, überkommenen Arbeitsbegriff kaum mehr reden. Und die Menschen müssten die tiefgreifenden Umbrüche bewältigen. Und die seien massiver als diejenigen vor dreißig Jahren zu Zeiten des damals so genannten Endes des Fordismus. Das gelte für die, die sich in den sich rasch ändernden Funktionssystemen der Erwerbsarbeit behaupteten ebenso wie für diejenigen, die an ihren Rand gedrängt würden. Ebenso stünden die überkommenen Institutionen der Arbeit, die all diesen Entwicklungen hinterher eilten, vor großen

Herausforderungen. Sie müssten sich dringlich mit diesen tiefgreifenden Veränderungen auseinandersetzen. Denn dort, wo die alten institutionellen Strukturen sich noch kaum dafür öffneten, „Arbeit wirklich neu“ zu denken, suchten sich die Menschen sonst neue soziale Räume, oder sie versuchen, alte neuen Erfordernissen anzupassen. So hat er damals argumentiert. Die katholische Arbeiterbewegung zum Beispiel sei interessanter Weise programmatisch schon bei Hannah Arendts Tätigkeitsgesellschaft angekommen, die über unsere erwerbsarbeitszentrierte Arbeitsgesellschaft bekanntlich kritisch hinausweise.

Unsere Gesellschaft bedürfe, das war damals sein Fazit, einer Reform der alten oder auch der Entwicklung neuer Institutionen, wenn sie in den Zeiten einer globalisierten Ökonomie die Folgen der Metamorphosen der Erwerbsarbeit politisch aktiv gestaltend bewältigen wolle. Die Politik werde ihre spezifischen Steuerungsinstrumente weiterentwickeln müssen, wenn sie angesichts der tiefgreifenden Umbrüche wirklich neue Initiativen entwickeln wolle. Vor allem aber benötigte unsere Gesellschaft eine gesellschaftliche Neudefinition von Arbeit, wenn sie deren Metamorphosen Rechnung tragen wolle, Umbrüchen also, die eben diese Arbeitsgesellschaft heute aus sich selbst heraus hervor treibe.

Er schließt den Ordner. Ein Fazit würde heute nicht sehr viel anders ausfallen, denkt er: Arbeit und Wirtschaft wirklich neu zu denken, darauf käme es immer noch an. Dies nun aber vor allem im Hinblick auf die ökologischen Herausforderungen der Zeit, also auf die nach den verlorenen zwanzig Jahren bedrohlich angewachsenen Risiken. Und ihm würde es dabei längst nicht mehr um Optimismus oder Pessimismus gehen. Ihm käme es auf die nüchterne Analyse dessen an, was sich da tatsächlich bedrohlich vor uns auftürmt. Man müsste zum Nachdenken darüber anregen. Und da käme die Kunst für ihn dann ins Spiel – sozusagen in Kenntnis wissenschaftlicher Analysen über das was ist. Aber das wäre eine Kunst, die dazu anregen müsste, die Menschen zum Selber-Denken und –Tun anzuregen. Sie müsste dazu beitragen, sie zum Nach-Denken, zur Erprobung ihrer Urteilsfähigkeit und schließlich zum eigenen politischen Handeln zu ermuntern. Das wäre dann gegen *eine Massenkultur* gerichtet, von der Stanislaw Lem schon vor fünfunddreißig Jahren gesagt hat, dass in ihr *allgemeine Leichtgläubigkeit* herrsche, weil auf sie *die gegensätzlichen Behauptungen aller philosophischen Schulen, politischen Parteien, Unterhaltungsproduzenten, Zeitungen usw.* herab hagelten. Gewiss die zunehmend allgegenwärtige, zumeist verdummende Werbung hat der Lem hier in seinem usw. ein wenig versteckt, denkt Bastian. Aber deren wuchernde Verbreitung ist in einer Gesellschaft ja nur folgerichtig, die versucht, den Menschen neue Bedürfnisse einzureden, einer Gesellschaft, in der fast alles darauf ankommt, ihnen den Erwerb dieser oder jener neuen Produkte und Dienstleistungen nahezubringen, damit die Wirtschaft weiter wachsen kann. Unsere Gesellschaft braucht ihre Wirtschaftsbürger als abhängig Beschäftigte im rasenden Getriebe der Wirtschaft und als Kunden, damit ‚der Laden weiter läuft‘. Sie braucht sie als Kunden von immer neuen Waren, und zugleich als leichtgläubige Kunden einfacher Antworten auf zunehmend wirklich existenzielle Fragen. Über die aber wäre nach-zudenken. Auf die hin müssten alle

ihre Urteilskraft schärfen. Doch Menschen als denkende und handelnde Wesen, die sind in einer immer noch zutiefst herrschaftlich geprägten Welt nicht wirklich gefragt.

Er hängt Lems trüben Gedanken noch eine kurze Weile nach. Der hat von den *Bäumen* einer *der Informationsflut* gesprochen, *die sich zu einem Dschungel auswachsen*, in dem die *Liquidatoren bedeutungsgemäß gegensätzlicher Begriffe uns einreden wollen, dass man diesen Dschungel getrost roden und sich so das Leben auf bequeme Weise vereinfachen* könne. Komplizierte Entwicklungen würden dann *aus dem Gesichtswinkel der Wirkungen einer einzigen Ursache analysiert*. Die tatsächlich verwickelten, hoch komplizierten Prozesse sollten nicht in den Blick kommen. Literarisch ließe sich das vielleicht am ehesten so gestalten, dass es für viele sichtbar wird. Das dann aber auch praktisch anzugehen und zu schaffen, das wäre wirklich eine große Kunst.

Schließlich beendet er seine Grübeleien. Er macht er sich daran, wenigstens seinen kleinen Reihenhausgarten von Unkraut zu säubern, damit das, was hier wachsen soll, besser sprießen kann. Er will sich ablenken. Vielleicht wird er sich noch heute Abend an seine eigentliche Arbeit machen. Die Zitate zweier Großer kommen ihm dazu in den Sinn: Das erste stammt von Voltaire. *Die Arbeit hält drei große Übel von uns fern: die Langeweile, das Laster und die Not (...). Arbeiten wir also ohne viel zu grübeln. Das ist das einzige Mittel, uns das Leben erträglich zu machen. (...) Wir müssen unseren Garten bestellen.* So hat der das formuliert. Doch wenn der Garten letztlich das Bild für unser gesellschaftliches Zusammenleben sein soll, das wir zu gestalten haben, muss unsere Arbeit gerade im Grübeln, im Nach-Denken und Schärfen unserer Urteilskraft bestehen - oder eben darin, dazu anzuregen, um dann zusammen politisch handeln zu können. Das zweite Zitat stammt aus einer Zeit bald zwei Jahrhunderte nach der Französischen Aufklärung – und es ist getränkt von den bitteren Erfahrungen der vielen Revolutionen und Kämpfe, die seither im Namen des menschlichen Fortschritts auf dem Weg zu einem wie auch immer gedachten utopischen Endziel hin ausgefochten worden sind. Vielleicht reflektiert es das Elend unserer nach wie vor zutiefst herrschaftlich geprägten Welt besser. Es stammt von Pablo Neruda, und es lautet: *Ja Genosse, Zeit ist es für den Garten / und Zeit für die Schlacht, jeder Tag / ist eine Abfolge von Blüte und Blut.*

Er ist physisch erschöpft als er sich am späteren Abend doch noch einmal an seinen Schreibtisch setzt. Draußen taucht die untergehende Sommersonne die Wolkenstreifen über dem westlichen Horizont in ein glühendes Abendrot. Von Osten her zieht die Dämmerung herauf. Der kommende Tag verspricht die Fortsetzung des Immer-Gleichen. Die tiefgreifenden Umbrüche der Zeit bleiben dahinter weitgehend verborgen. Aber sie ziehen herauf. Er hat sie ziemlich deutlich vor Augen. Er möchte die Gedankenfäden neu aufnehmen, zu denen das Gespräch heute Morgen ihn angeregt hat. Er will noch klarer zu fassen bekommen, was ihn danach beschäftigt. Doch die losen Fäden haben sich ein wenig verknäuelte. Er ist zu erschöpft. Körperlich ist das nach der Gartenarbeit fast wohltuend, geistig empfindet er es eher als eine gewisse innere Leere. Sie beunruhigt ihn. Er will dagegen angehen. Aber

auch ein neuerlicher Blick auf seine Tagebuchnotizen hilft ihm nicht wirklich weiter. Immerhin sieht er sich veranlasst, noch einige Bemerkungen hinzuzufügen. Dann bricht er ab, blättert noch einmal in den beiden Büchern, die er vorhin zur Hand genommen hat. Er grübelt, legt sie wieder bei Seite.

Es hilft nichts. Er ist zu müde. Aber er kann ganz sicher noch nicht schlafen. Er muss jetzt erst einmal abschalten. Als Tranquilizer ist da die Glotze bisweilen hilfreich. Er wechselt seinen Sitzplatz, schaltet das Gerät ein, zappt sich eher teilnahmslos durch die Programme. In einem der Dritten bleibt er hängen. Hier moderiert jemand ein Gespräch zwischen zwei Wissenschaftlern, einem Physiker und einem Biologen. Im Hintergrund, gespiegelt, wie durch eine offene Tür, sieht man eine kleine Schar an Zuhörern. Den Physiker unter den beiden kennt und schätzt er. Stößt er beim Tranquilisieren auf dessen Gesicht, schaut er eigentlich immer kurz herein. Das Thema könnte vielleicht interessant sein.

Dieses Mal geht um Naturwissenschaft und Religion. Ah, der Biologe ist Jesuit. Sein Interesse beginnt zu schwinden. Er erwartet nichts Neues. Naturwissenschaft ist nicht gottlos sondern gottfrei argumentiert der Physiker – zutreffend und wie es scheint in einer agnostischen Haltung. Ja sicher, die Wissenschaft bewege sich im Käfig kausaler Wirkungsketten erwidert der Jesuit. Fast schon will Bastian weiterzappen. Doch eben da wendet sich die Diskussion der ökologischen Krise zu. Der Physiker hat dazu unlängst ein überzeugendes Buch veröffentlicht. Bastian hat es gelesen. Zentrale Thesen daraus werden nun vor dem vorher aufgespannten Hintergrund ein klein wenig erörtert. Selbstredend ist das in diesem insgesamt gerade mal halbstündigen Gespräch nur oberflächlich möglich; Doch nun interessiert ihn die Position ‚seines‘ Physikers in dem hier aufgespannten Kontext. Die heraufziehende ökologische Katastrophe erscheint aus Sicht beider Diskutanten unabwendbar. Im Prozess der Evolution – da sind sich als Naturwissenschaftler einig – ist auch der Mensch ein vorübergehendes Phänomen. Im Licht der heutigen anthropologischen Kenntnisse, über die wir verfügen, sei der Mensch, evolutionär bedingt, augenscheinlich nur begrenzt lernfähig. Eine grundlegende Skepsis, von der aus Fortschritt, hier eben sozialer, immer der unwahrscheinliche Fall sei, teilen offenbar beide Gesprächspartner

‚Sein‘ Physiker klingt ihm an diesem Punkt des Gesprächs ein wenig zu agnostisch. Am besten wäre Nichtstun, sagt der gerade. Doch das meint für ihn vor allem ein Ende des menschlich weiter forcierten ökonomischen Wachstums. Also ein Lob der Langsamkeit. Da könnte Bastian zustimmen. Doch um das durchzusetzen, da hätte man politisch erst einmal unglaublich viel zu tun, denkt er bei sich. Der Physiker fährt indessen fort, dass die Analysen des Club of Rome doch schon seit 45 Jahren auf dem Tisch lägen – und sie blieben weithin folgenlos. Ein fortgeschrittenes Land wie Deutschland könnte aber Zeichen setzen. Allerdings sei darauf kaum zu hoffen. Skeptisch-resignative Töne sind unüberhörbar. Auch der Jesuit hält es für unausweichlich, dass die großen ökologischen Krisen kommen werden. Im Ergebnis werde sich das gewaltige Wachstum der Zahl an Menschen auf diesem Planeten

aller Voraussicht nach umkehren. Es werden sehr viel weniger übrigbleiben, meint er mit großer Gelassenheit. Doch für die Artendiversität und den Planeten, also für die Schöpfung aus seiner theologischen Sicht, da sei das nur gut.

Kein weiteres Wort fällt über die wahrhaft katastrophischen Aussichten und Erfahrungen, die also, in dieser Weise gattungsgeschichtlich beziehungsweise anthropologisch betrachtet schier unausweichlich vor uns liegen. Aus theologischer Sicht lasse sich eine solche finstere Zukunftsaussicht im Übrigen wohl besser aushalten als aus naturwissenschaftlicher, also gottesfreier Sicht, merkt der Jesuit noch an. Klingt ein wenig fatalistisch, angesichts der lenkenden Macht eines Schöpfergottes. Da gilt dann noch immer: der Mensch denkt und Gott lenkt, denkt Bastian ein klein wenig sarkastisch. Sein Physiker scheint das ähnlich zu empfinden. Er steuert einen Witz bei: Gott beschließe eine neue Sintflut. Doch dieses Mal solle kein Mensch wie Noah übrig bleiben. Katholische und evangelische Geistliche brächen in Wehklagen aus, riefen zur Buße auf. Nur der Rabbi denke darüber nach, ob die verbleibenden zehn Tage ausreichen könnten, um zu lernen, wie man unter Wasser überleben könne.

Das Gespräch endet kurz darauf. Das schreckenerregende Szenario, das da gerade ganz gelassen ausgebreitet worden ist - sozusagen aus einer distanzierten Beobachterperspektive heraus, in der man es sich hier in der Mitte Europas noch für einige Zeit einigermaßen komfortabel einrichten kann – erscheint als evolutionstheoretisch wahrscheinlich und folgerichtig. Bastian kann es an diesem Abend nicht weiter beunruhigen. Es ist alles andere als neu für ihn. Andere bekannte Autoren haben davon schon vor dreißig Jahren geschrieben. Und sie haben vor solchem Hintergrund das Heraufziehen eines neuen Gattungsfundamentalismus als ziemlich wahrscheinlich erachtet. Lem, so erinnert er sich, hat angesichts der Leichtgläubigkeit unserer Massenkultur und des Mangels an fundierten zielführenden Debatten von sehr günstigen Bedingungen für *Scharlatanerie* gesprochen. Und in seinem *futureologischen Kongress* hat er mit seinen ‚Gegenbeweglern‘ die heutigen ‚Querdenker‘ geradezu vorausgesehen.

Die Szenerie ist irgendwie surreal. Bastian bewegt sich am Rande einer aufgebrauchten Menge von Demonstranten. Die Stimmung ist aufgeheizt. Und offenkundig sind unter den Demonstrierenden auch höchst militante Gruppen. Eben stürmt eine große Zahl junger Männer vorbei, schwarz gekleidet, einige maskiert, andere mit Sturzhelmen auf dem Kopf, fast alle mit Gegenständen ausgerüstet, die sich als Schlagwaffen eignen, einige vielleicht auch ernstlicher bewaffnet. Aus einiger Entfernung meint er Schüsse zu hören. Ordnungskräfte setzen wohl Gummigeschosse ein. Lautes Geschrei übertönt von dort her die Sprechchöre, die er zuvor gehört hat. Bei denen ging es um Protest gegen die Beschränkung bürgerlicher Freiheiten. Den Regierenden wurde Unfähigkeit vorgeworfen. An der rechten hinteren Seite des Platzes sieht er Ordnungskräfte vorrücken, schwer ausgerüstet, nicht nur mit Schutzschildern. Da tauchen sogar einige gepanzerte Fahrzeuge auf.

Bastian versucht sich zu orientieren – und ein wenig aus der Schusslinie zu nehmen. Ja, der Platz und die Straße hinter ihm sind ihm vertraut. Aber wie ist er bloß in diese Demonstration hineingeraten? Nach zwanzig, dreißig Metern müsste da links eine Nebenstraße einmünden, über die man sich aus dem ärgsten Getümmel heraus bewegen könnte. Zwar sind überall Menschen, aber man kann in diese Richtung vorankommen. Aber merkwürdig: er ist hier doch mitten im ‚Pott‘. Aber die Leute sehen fast alle so aus, als hätten sie einen Migrationshintergrund: viele People of Colour, viele auch scheinen irgendwie aus dem nahen Osten zu stammen. Er sieht zwar auch Gruppen von Frauen, aber junge Männer überwiegen. Meist machen sie einen militanten Eindruck auf ihn. Er hat die Seitenstraße erreicht, biegt in sie ein. Hier sind weniger Menschen. Er kommt rascher voran. Da winkt ihn rechts an einem Hauseingang jemand zu sich heran. Ein leicht gebeugter etwas älterer Herr. Der wirkt vertrauenswürdig. Er geht hinüber. Der andere spricht ihn an, etwas umständlich, aber freundlich. Er scheint besser informiert zu sein:

„Ja das konnte kaum ausbleiben, angesichts der nunmehr schon vierten großen Pandemie“, mit diesen Worten begrüßt er ihn. „nachdem die zweite dann wirklich die Übersterblichkeit verheerend hat ansteigen lassen, sind die Verhältnisse eben auch hier in den Metropolen wirklich ungemütlich geworden. Aber an der Peripherie, in Ländern wie *Costricana* ist das ja schon seit langem so. Kommen sie herein ins Haus. Das hier ist keine Demonstration, an der man sich beteiligen sollte. Das ist fast schon Bürgerkrieg.“ Bastian ist verwirrt. *Costricana* denkt er, Stanislaw Lems *futurologischer Kongress*? Immerhin der ältere Herr hier sieht schon ein wenig so aus, wie er sich diese Futurologen immer vorgestellt hat: von *Professor Trottelreimers* bis hin zu dem Herrn *Symington*. Aber das ist doch Literatur! Wo und in welcher Zeit befindet er sich eigentlich? Weshalb begegnet er plötzlich solchen Leuten? Egal, erst einmal folgt er dem Anderen ins Haus.

Gleich darauf sitzen sie in einem wohnlich eingerichteten Zimmer. Der Fremde, womöglich wirklich *Professor Trottelreimers*, fährt fort: „Sie hätten uns Futurologen vielleicht nicht so einfach abschreiben sollen – und die Regierenden auch nicht. In *Nounas* haben unsere Vorträge zu den heraufziehenden *urbanistischen, ökologischen, atmosphärischen* und *energetischen Weltkatastrophen* gar nicht so sehr danebengelegt. Das müssen Sie doch zugeben. Nur hatten wir angesichts der Fülle der Vorträge, und dann natürlich der störenden Unruhen die dort seinerzeit schon herrschten, zu wenig Zeit. Aber man hat uns ja ohnehin nicht wirklich zugehört.“ „Also bitte“, wendet B. ein, „Ihre weiteren Szenarien eines anbrechenden Zeitalters der *Psychemie*, einer systematischen Manipulation der Menschheit, die Behauptung, damit *die letzte Stütze dieser Welt* zu sein, die sonst in Agonie versinke, so also dafür zu sorgen, *dass sie nicht leidet*, immerhin, *da sie nun einmal zugrunde gehen* müsse, also das alles war doch unsäglich. Und die These, dass *die mittlere Jahrestemperatur* zum Ende des Jahrhunderts *um vier Grad gesunken* sei. Das war wirklich kein Beweis ihrer Wissenschaftlichkeit. Derzeit bewegen wir uns eher auf eine Steigerung von vier Grad zu, weil die Politik fast nichts tut – jedenfalls nach dem

ersten Viertel dieses Jahrhunderts. Aber in welcher Zeit sind wir hier eigentlich? Und weshalb begegnen wir uns überhaupt?“

„Das tut hier nichts zur Sache. Aber sie werden unsachlich“, erwidert der ältere Herr, immer noch sehr freundlich. „Das hat schließlich Stanislaw Lem geschrieben – und zwar 1972, also noch vor dem ersten Bericht an den Club of Rome. Heute wissen wir beide das natürlich besser. Es wird ziemlich warm. Die nächste Sintflut droht. Und die nächste Flüchtlingswelle ist jedenfalls schon mal da. Und deshalb demonstrieren die da draußen ja auch. Ach was heißt demonstrieren. Sie empören sich, nur leider einigermaßen desorientiert. Das haben sie mit den Regierenden gemein. Deren Konzept, nun Teile des Ruhrgebiets zu einem Naherholungsgebiet zu machen, muss die Leute ja auf die Palme bringen. Na gut: Dürren, ungeahnte Starkregen, Waldbrände, hie und da ein Tornado nun auch hierzulande. Damit muss man erst einmal zu recht kommen. Und Palmen wachsen hier vielleicht auch bald. Und mit dem Abpumpen des Wassers aus den vielen Schächten aus der Zeit des Bergbaus hier haben sie halt ihre Schwierigkeiten. Sie müssten die Technik erneuern. Das kostet Geld und das benötigen sie, wie immer, um uns zu schützen: militärisch gegen mögliche Feinde; politisch mit Vorkehrungen gegen weiter drohende Völkerwanderungen aus dem Süden. Wegen des Klimawandels, oder von den Küsten her, weil der Meeresspiegel steigt, nehmen die ja weiter zu. Da kann man schon auf die Idee kommen, die Seenplatte, die hier entsteht, den Leuten einfach mal als Chance zu verkaufen. Zwar kann man in mehr oder minder giftigem Wasser schlecht baden; aber so ein wenig hübsche Landschaft drum herum, das lässt sich ja vielleicht machen. Es geht wie immer darum, das Beste aus den unabweisbaren Entwicklungen zu machen, die aus den Zwängen ökonomischer Effizienz auf freien Märkten eben folgen. Politik spielt da, selbstbescheiden und -kastriert, wie sie seit langem ist, nur eine marginale Rolle. Und manchmal sind einige Berufspolitiker eben nicht gerade klug mit ihren Vorschlägen. Klar: hier leben inzwischen viel weniger Menschen. Und für die unter den Verbliebenen, die ökonomisch eigentlich bedeutungslos sind, braucht man selbstverständlich so etwas wie für sie bezahlbare Freizeitparks. Und für die anderen, die berühmte Mitte, die den Laden am Laufen hält, will auch gesorgt sein. Da muss das Infotainment die Leute eben ruhig stellen. Nur dürfen dann keine Pannen dazu führen, dass sie sich empören. Wohin soll das führen, frage ich sie?“

Bastian kann nur noch mühsam an sich halten. Er weiß noch immer nicht, wo er hier eigentlich ist. Aber immerhin weiß er, dass er in der Gesellschaft dieses Herrn nicht länger bleiben möchte. Er steht auf, erklärt dass er weiter muss, verlässt das Zimmer und will wieder in seine Seitenstraße zurück. Aber da steht ihm jemand im Weg. Im ersten Moment meint er, das sei nun Stanislaw Lem persönlich. Aber die Person kommt ihm dafür viel zu wuchtig entgegen. Fast bläht sie sich vor ihm auf. Herman Kahn denkt er einen kurzen Augenblick, nein, der nicht auch noch! Aber dann meint er, seinen neuen Gegenüber zu erkennen. Das muss Friedrich Dürrenmatt sein! Wie ist das möglich? Wo ist er hier, verdammt noch einmal bloß gelandet?

„Wie kommen sie hier her“, fragt er den Herrn vor ihm. „Habe ich Recht damit, dass sie der Friedrich Dürrenmatt sind? Aber das kann doch gar nicht sein. Und was führt sie zu dieser Demonstration, wenn nicht gar Rebellion, die hier gerade stattfindet?“ Über das ihm so bekannt vorkommende Gesicht huscht ein amüsiertes Lächeln. „Sie haben Recht. Der bin ich. Aber *ich war nie auf einer Demonstration. Ich bin selber eine*. Aber vielleicht laufen sie mir ja nicht ganz zufällig über den Weg. Immerhin eint uns der Versuch, *diese Welt schreibend in den Griff zu bekommen*. Und für mich kann ich sagen, dass mir das ganz gut gelungen ist. Aber sie sollten aufpassen bei ihrem Versuch, *so gegen die Welt an sich zu protestieren*. Na ja, jedenfalls tut es ihnen ganz gut, dass sie als, na sagen wir Gelegenheitsschriftsteller, ziemlich unbekannt sind. Im Übrigen hat für mich immer gegolten: *Ich schreibe für mich. Nicht für die Leute. Ich bin selbst mein Publikum*. Das sollten sie auch so machen. Das *Kunststück* besteht außerdem darin, *gerade so viel Ruhm zu haben, dass man frei arbeiten kann*. Wer ihn hat, will ihn behalten, und muss im Grunde immer das liefern, was man von ihm erwartet. Der Ruhm befreit nicht, er versklavt.“

Bastian verharrt einigermaßen fasziniert. Der räumliche Hintergrund: die Proteste auf dem Platz draußen, die Nebenstraße, dieses Haus, all das wird unwichtig. Es verschwimmt als eine Art kaum noch fassbarer Hintergrund. Sein gegenüber fordert seine ganze Konzentration: „Gut ich weiß zwar nicht, weshalb nun wir uns hier begegnen und wie sie einiges von mir wissen können; aber immerhin weiß ich ganz gut, dass sie die Welt mit bissigem Humor erträglicher gemacht haben. Sprechen sie ruhig weiter.“ „Sie haben recht“, erwidert die merkwürdige Dürrenmatt-Erscheinung, „*Humor entsteht aus Distanz. Er ist die Maske der Weisheit. Maskenlos ist die Weisheit unerbittlich*. Und deshalb habe ich Komödien geschrieben - neben meinen Kriminalromanen, um Geld zu verdienen. *Die Tragödie rennt gegen die Welt an und zerschellt. Die Komödie wird zurückgeworfen, fällt auf den Hintern und lacht*. Leider aber verstehen sich nur wenige auf das Schreiben guter Komödien. Was sie sich da draußen gerade ausgemalt haben, das ist jedenfalls keine.

Bastian stutzt. Selbst ausgemalt; er träumt sich das zusammen? Vielleicht, aber gerade jetzt will er aus diesem Traum nicht raus. Der, der ihm da eben begegnet, ist viel zu anregend. Und glücklicherweise redet diese merkwürdige Gestalt auch gleich weiter: „Aber schreiben sie ruhig weiter, und malen sie sich ihre eigene Welt ruhig aus. Sie haben schon Recht damit: *Was die Welt verändert, das ist nicht die Politik oder Kunst, sondern eben die Wissenschaft*.“ Dagegen will Bastian sofort energisch Einwände vorbringen, aber der andere fährt ganz ungerührt fort: „*Es wird behauptet, dass die Aufklärung gescheitert ist. Aber es ist doch wohl so, dass der Mensch an der Aufklärung scheitert. Er hält sie nicht aus. Sehen sie auf das Anwachsen fundamentalistischer Bewegungen*. Die Menschen flüchten ins Irrationale.“ Und so einmal in Fahrt gekommen fährt er fort:

„Sehen sie, die radikalen Aufklärer haben die Gotteshypothese in Zweifel gezogen. Für mich ist Gott heute *nicht mehr denkbar. Das ist eine Sache der gedanklichen Ehrlichkeit*. Aber ich halte Gott auch *für die fruchtbarste und zugleich furchtbarste*

Fiktion des Menschen. Aber zurück zur Aufklärung: Die Menschheit ist nicht imstande, gemäß ihrem Wissen zu leben. Ein Übermaß davon steht einem Übermaß von dessen Nichtverwirklichung gegenüber. Die Welt verändert sich durch den Menschen, aber er verändert sich nicht und fällt der durch ihn veränderten Welt zum Opfer. Nehmen sie als Stichworte nur das Ozonloch, die Klimaveränderungen, die katastrophal wachsende Weltbevölkerung. Wir plündern die Dritte Welt schlimmer aus, als einst die Kreuzritter das Morgenland. Wir haben uns eine Katastrophenwelt gebaut.“

Nun kann Bastian kaum mehr an sich halten. Mit lauter Stimme wirft er ein: „Sie haben aber doch auch gesagt, sie glaubten *an die Grenzen des Wissens und die Macht der Einbildungskraft*. Von dem Wunderbaren des menschlichen Gehirns und dem *kreativen Menschen* und seiner Freude an dem ganzen Spektakel haben sie auch gesprochen. Ein großer Schriftstellerkollege von Ihnen hat das *die herrliche Anarchie der Menschen* genannt. Es ist doch nicht ausgemacht, dass unser Weg in eine *Welt der apokalyptischen Pannen führt*. Und der Prozess unserer Zivilisation ist doch auch auf Lernen hin angelegt. Die Zukunft ist offen!“ Aber der andere bleibt ungerührt: „*Eine Geschichte ist dann zu Ende gedacht, wenn sie die schlimmst mögliche Wendung genommen hat*, sagt er mit immer noch heiterem Lächeln – und Bastian wacht auf.

Er fühlt sich nicht gerade in Schweiß gebadet, aber er ist doch ziemlich verschwitzt. Einen kurzen Augenblick lang müht er sich, diesen wirren Traum festzuhalten: Drohendes Chaos, Wissenschaft als *letzte Stütze dieser Welt*, die sonst in Agonie versinkt. Unabweisbarer Niedergang oder doch noch offene Zukunft? Schon komisch, was für Alpträume ihm nach so einem Tag wie gestern dann auch noch den Schlaf rauben. Er steht er auf, holt sich ein Glas Wasser. Draußen dämmert der kommende Tag auf. Zukunft, die stets neu zur Gegenwart drängt, offen und unerforscht. Wieso ist ihm gerade Friedrich Dürrenmatt in seinem Traum begegnet, der, der nach der Nacht des zwanzigsten Jahrhunderts seine Laufbahn als *nihilistischer Dichter* begonnen hat? Ein Kluger Kopf. Philosophisch eher bei Nietzsche als bei Schopenhauer, wie Stanislaw Lem. Beide aber zutiefst skeptisch. Er kann nicht wieder einschlafen. Er brüht sich einen ersten starken Kaffee auf. Nachdem er den getrunken hat, ist er glockenwach. Er sammelt seine Gedanken bei einem anderen großen philosophischen Literaten, bei Albert Camus. Mit ihm will er selbst aus dem tiefsten Nihilismus der Zeit nur noch mehr Kraft zur Revolte ziehen. Er setzt sich an seinen Schreibtisch und schaltet den Computer ein. Nun wieder Voltaire und Neruda im Kopf macht er sich von Neuem an seine Arbeit.

Dialektik der Aufklärung: Denis Diderot

Auf der Suche nach Wahrheit mit dem Wissen der Zeit,
in der Mäeutik versiert, dieser Kunst des Fragens.

Wie auch in der Kunst, das als wahr erkannte zu sagen,
gegen all den Widerstand, der fest hielt am als wahr geglaubten
als Absolutem, eng verbunden mit gleich ewig gedachter Macht,
hattest du Zukunftsvertrauen – und Zeit.

Deine Einsichten aufzuschreiben für jene, der erst kommen
nach dir - und bereit sind für sie dereinst – schien dir möglich.
Und wir lesen dich heute und gewinnen manche Einsichten neu.
So auch diese: Zukunftszeit, die verzehrt wird
vom Heute, getrieben aus der Logik vergangener Zeit
bleibt uns davon nicht mehr sehr viel.

Verwendete Literatur

- Arendt, H. (1979): Vom Leben des Geistes. Das Denken. Das Wollen, München
- (2003): Denktagebuch (Hgg. Von U. Ludz u. I. Nordmann), 2 Bände, München-Zürich
(Erstaufgabe 2002)
- Blume, D.; Boll, M.; Gross, R. (2020): Hannah Arendt und das 20. Jahrhundert, München
- Dürrenmatt, F. (2020): „Ich war nie auf einer Demonstration. Ich bin selber eine.“ Antworten
des Dichters aus Werken und Interviews , zusammengestellt von Sven Michaelsen, SZ-
Magazin, Dezember 2020
- Enzensberger; H. M. (2002): Die Elixiere der Wissenschaft. Seitenblicke in Poesie und
Prosa, Frankfurt am Main
- Flechtheim, O. K. (1972): Futurologie. Der Kampf um die Zukunft, Frankfurt am Main
- Herrmann, U. (2019): Deutschland ein Wirtschaftsmärchen, Frankfurt am Main
- Kahn, H. Wiener A. J. (1971): Ihr werdet es erleben. Voraussagen der Wissenschaft bis zum
Jahre 2000. Reinbek
- Lem, S. (1979): Der futurologische Kongress, Frankfurt am Main.
- (1989): In der Höhle der Zivilisation, in: Lem. Lem über Lem – Stanislaw Lem .
Stanislaw Beres. Gespräche, Frankfurt am Main, S.235-289
- Martens, H. (2001): Zukunftsvision konkret: Arbeiten und leben im Jahr 2020.Referat auf
dem Kongress von BÜNDNIS '90 Die GRÜNEN „Moderne Zeiten?! Die
Wissengesellschaft ökologisch und sozial gestalten“ Essen 31. 03. 2001
- Martens. H. Peter, G. Wolf, F. (2001): Zwischen Selbstbestimmung und Selbstausbeutung.
Gesellschaftlicher Umbruch und neue Arbeit, Frankfurt am Main
- Polanyi, K. (1978 <1944>): The Great Transformation. Politische und ökonomische
Ursprünge von Gesellschaften und Wirtschaftssystemen, Frankfurt am Main